

# Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **43 (1963-1964)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# UMSCHAU

## ÜBER DIE BEDINGUNGEN DES FRIEDENS

*Zur Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels an  
Carl Friedrich Freiherr von Weizsäcker*

An traditioneller Stätte, der Paulskirche zu Frankfurt, kam der diesjährige Friedenspreis des deutschen Buchhandels an einen ungewöhnlichen Mann. Dem Philosophen und Physiker Professor Dr. Carl Friedrich von Weizsäcker sei der Preis zuerkannt, wie es in der Verleihungsurkunde heißt, als einem Gelehrten, «der der Jugend unseres Landes als akademischer Lehrer das unbedingte Streben nach Wahrheit vorlebt». Zugleich bekannten sich die Preisgeber zu der «großen ethischen Verantwortung, die er im Blick auf die Entdeckung und Nutzung der Atomenergie mit tiefem Ernst und zwingender Logik bezeugt».

Friedrich Wittig, der Vorsteher des Börsenvereins des deutschen Buchhandels, wies in einleitenden Worten darauf hin, daß der Friedenspreis zum ersten Mal einem Gelehrten aus dem Bereich der Naturwissenschaften verliehen werde. In der Tat steht Weizsäcker für den qualitativen Sprung der Naturwissenschaften aus der Sphäre der reinen Forschung in die Position verantwortlichen Denkens.

In seiner Laudatio sagte Georg Picht: Das Denken, das Vermögen der Vernunft sei in einer neuen Gestalt, die wir erst lernen müßten, zur schieren Existenzbedingung unserer Welt geworden. Vom Denken hänge unser Überleben ab. Vor allem müsse der Horizont klar werden, in dem wir lernen sollen, uns zu bewegen. Dazu bedürfe es einer konkreten Analyse jener Faktoren, «die in der absehbaren Zukunft den Gang der Politik, die Entwicklung der Wirtschaft und die Dynamik der Gesellschaft bestimmen werden». Es gäbe in der ganzen Welt nur wenige Menschen, die eine solche Analyse, sei es auch nur stückweise, nach Kenntnis und Weitblick leisten könnten. Und doch

hänge von dem internationalen Gespräch dieser «paar hundert Menschen» unsere ganze geschichtliche Zukunft ab. Weizsäcker sei ein gewichtiger Partner in diesem Gespräch. Der Preis sei ein Symbol der Solidarität, die das geistige Deutschland mit seiner Arbeit verbinde. Diese Solidarität habe sich gerade dadurch hergestellt, daß er sich mit Entschiedenheit exponiere, schmerzhaft Wahrheiten ausspreche, dem faulen Kompromiß mit Klarheit und Härte entgegenetrete.

Durch das reine Denken der Atomphysiker sei eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse verursacht worden, «die tiefer greift als alle Revolutionen und sozialen Umwälzungen unserer bisherigen Geschichte». Wissenschaftliche Arbeit halte die Welt «permanent im Zustand einer lautlosen, aber unwiderstehlichen Revolution». Daraus ergäbe sich die einfache Einsicht, daß die gewohnte Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis der heutigen Wirklichkeit nicht mehr entspreche. «In einer von der Wissenschaft beherrschten Welt ist die Theorie selbst, und zwar unmittelbar, die radikalste Form der Praxis.» In Zukunft werde man nur noch Politik machen können, wenn man die Struktur, die Denkweise und den Stand der Wissenschaften kenne, die der politischen Welt ihr Gepräge geben.

Picht erinnerte daran, daß Weizsäcker mit dem von ihm angeregten Göttinger Manifest der 18 deutschen Atomwissenschaftler 1957 vom Erkenntnisstande und der Verantwortung der Wissenschaft her eine falsche Politik kritisiert hatte. Ein Jahr später analysierte er in seiner Schrift «Mit der Bombe leben» die ideologischen Befangenheiten der Opposition. Heute würden Weizsäckers Gedanken in Deutschland von Re-

gierung und Opposition gemeinsam vertreten und hätten gerade im Teststopp-Vertrag ihre weltpolitische Bestätigung gefunden.

Wenn wir uns wie in der bisherigen Geschichte «von der Dynamik des gesellschaftlichen Prozesses und einem unberechenbaren Spiel der Kräfte» treiben ließen, sei nach Weizsäcker eine Weltkatastrophe unvermeidlich. Gebraucht werde eine «Therapie der geschichtlichen Welt, eine Therapie der Gesellschaft». Ihr Medium sei eine Vernunft, die auch die Grenzen der Aufklärung erkannt habe, also «eine vom Glauben erleuchtete Vernunft».

Carl Friedrich von Weizsäcker untersuchte in seiner Dankansprache die «Bedingungen des Friedens». Er ging davon aus, daß politische Reaktionen heute zu sehr von Lethargie und Emotion bestimmt seien und aufs Denken verzichteten. Eine «Strategie der Friedenssicherung» müsse sich aufs Detail einlassen. Das sei eine der Stärken heutiger amerikanischer Politik.

Die erste These Weizsäckers lautete: Der Weltfrieden ist notwendig. Er sei es als die Lebensbedingungen des technischen Zeitalters. Die Technik ernähre uns. Aber die Gesetze ihres Funktionierens seien nicht minder erbarmungslos als die des Lebens in der Natur. Warum gebe es Hunger auf der Welt? Neben dem Problem der richtigen Güterverteilung werfe diese Frage das Problem der unaufhörlich wachsenden Bevölkerungszahl auf, das nur durch Vermehrung der Lebensmittelproduktion und Beschränkung der Geburtenzahl zu lösen sei. Je später die Geburtenzahl zum Stehen komme, desto verletzlicher werde der Apparat, an dem die Ernährung der Menschheit hänge. Unge störtes Funktionieren der Weltwirtschaft aber setze den Weltfrieden voraus.

Noch sichtbarer gehe die Notwendigkeit des Friedens aus der Entwicklung der Waffentechnik hervor. Wir müßten mit der Bombe leben. Der politische und gesellschaftliche Zustand der Menschheit, der die Gefahr des Atomwaffengebrauchs als Möglichkeit zulasse, müsse geändert werden. Die technische Welt stabilisiere sich nicht von selbst, sondern nur soweit, als Menschen sie zu stabilisieren gelernt hätten. Dazu bedürfe

es einer Strategie der Friedenssicherung. Wer einen nuklearen Krieg überlebte — «und in Europa würden es nur wenige sein» —, der würde nur bedauern, daß er nicht unter den Toten sei. «Von Freiheit und Demokratie würde nachher schwerlich noch die Rede sein, sondern von Hunger, Radioaktivität und der letzten Hoffnung auf eine starke Hand.»

Die zweite These Weizsäckers lautete: Der Weltfriede ist nicht das goldene Zeitalter. Mit ihrer Erörterung zog Weizsäcker einen deutlichen Trennungsstrich gegenüber allen ideologisch begründeten Friedensutopien. Sein Ruf zum Frieden ist ein wissenschaftlicher Gedanke. Dieser Friede könne nur gesichert werden durch «die Entstehung übernationaler Institutionen». Diejenigen Elemente staatlicher Souveränität, die es den Staaten möglich machten, Krieg aus freiem Entschluß zu beginnen, müßten, «quer durch die Ideologien, langsam, behutsam und mit unbeirrbarer Zähigkeit» abgebaut werden. Der Glaube an die Dominanz innenpolitischer Prinzipien sei zweischneidig. Wir dürften daher unsere Hoffnung nicht allein auf den Sieg der uns richtig erscheinenden Ideologie setzen. Abrüstung sei ein notwendiges Ziel, aber sie löse die bestehenden Konflikte nicht. «Sie muß ergänzt und wohl erst ermöglicht werden durch die Schaffung politischer Wege zum Austrag von Konflikten. Ich glaube, daß sie eines Tages in die Übertragung des Polizeimonopols an eine internationale Behörde einmünden muß.» Wieviel Zukunft diesem Gedanken zukommt, hat sich in den Uno-Aktionen in Korea, wo kommunistischer Imperialismus abgewehrt werden mußte, wie auch am Kongo, wo Kapitalinteressen in ihre Schranken zu weisen waren, zur Genüge gezeigt — nicht zuletzt aber auch in der unterlassenen Uno-Aktion in Ungarn. Die Freiheit, sagte Weizsäcker, sei auch in der heutigen Welt, «richtig durchdacht, der eigentlich fortschrittliche Gedanke». Für den größeren Teil der Welt sei innenpolitische Freiheit aber schwer erreichbar, weil viele Völker, aus der feudalen Ordnung kommend, sich modernisieren und einen angemessenen Grad sozialer Gleichheit erreichen müßten.

Dazu gehöre eine starke Staatsgewalt, die sich gegen neuen Umsturz auf Kosten der Freiheit der Staatsbürger sichere. Diese Phase könne den in die Modernität eintretenden Nationen oft nicht erspart werden. Als vordringliches Ziel bezeichnete Weizsäcker die «Schaffung und Verteidigung zuverlässiger rechtsstaatlicher Normen im Inneren der Staaten und durchsetzbarer rechtlicher Normen im Verkehr zwischen ihnen». Terror sei ein plumpes und altmodisches Mittel. Das Problem heiße: Freiheit und Planung. Die technischen Notwendigkeiten erzwingen ein weitgehend geplantes Leben, «...so bleibt uns nicht erspart, auch den Raum dieser Freiheit zu planen. Ein Plan ohne Freiheit wird sich in einer fortschreitenden technischen Welt am Ende als unterlegen, ja als funktionsunfähig erweisen; er widerspricht der Natur des Menschen, der diese Technik und ihren Fortschritt trägt».

An dieser Glaubensgewißheit Weizsäckers mochte mancher zweifeln, der im Hitlerreich den Abstieg einer bedeutenden technischen Intelligenz zu einem gläubigen Korps von Befehlsempfängern miterlebt hat. Auch die technische Intelligenz der kommunistischen Staaten hat kaum noch zu erkennen gegeben, daß ein Plan ohne Freiheit ihrer Natur widerspräche. Wissenschaft und Technik erzeugen nicht automatisch Freiheit, wie wir spätestens seit Ortega y Gasset wissen. Spekulationen, wie die von Friedrich List, daß die Dampfmaschine Freiheit bringe, oder die von Lenin, daß Elektrizität und Sowjets ein sozialistisches Paradies schaffen müßten, haben im Fortgang der Geschichte nicht standgehalten. Es wäre auch für den Philosophen, der sich auf den Standpunkt wissenschaftlicher Vernunft und damit weit über die Realität gestellt hatte, nicht unschicklich gewesen, hier festzustellen, daß die verlässlichste Planung der Freiheit in der Gesetzeskraft der Menschenrechte und ihrer politischen Praxis bestünde, wie sie in demokratischen Ländern üblich und möglich sei.

In seiner dritten These stellte Weizsäcker fest, daß der Weltfriede von uns eine außerordentliche moralische Anstrengung fordere, weil wir eine Ethik des Lebens in der tech-

nischen Welt entwickeln müßten. Ihre Grundlage könne die alte Ethik der Nächstenliebe sein. «Das revolutionärste Buch, das wir besitzen, das Neue Testament, ist noch nicht erschöpft.» Die Stimme der Nächstenliebe habe unserer Vernunft die Augen geöffnet und werde sie ihr immer wieder öffnen.

Kindisch, nicht fortschrittlich, nannte Weizsäcker ein Verhalten, das alles, was technisch möglich sei, auch ausführe. Reifes technisches Handeln benütze Geräte als Mittel zum Zweck. Eine technische Zivilisation, deren Glieder sich gegenseitig hinderten, gefährdeten und zerstörten, sei technisch unreif. «Kein Mensch ist ein Gerät, und Geräte dürfen nur zum Nutzen, nicht zum Schaden der Menschen gebraucht werden.» Diese bindende Regel kenne die Medizin seit Jahrtausenden — allerdings hat sie sich in modernen Despotien nicht immer daran gehalten, wäre hinzuzufügen gewesen. Diese Regel werde auch im Straßenverkehr zu respektieren gelernt. Im wirtschaftlichen Zusammenhang sei sie durchgesetzt oder müsse sie noch durchgesetzt werden, wie «in Fragen der Slums und der Abholzung oder heute der Abgase und Abwässer». Die vordringliche Forderung der technischen Ethik aber sei die Ausschaltung des Kriegs. Da wir in einer Übergangszeit lebten, in der der große Krieg schon schlechthin verwerflich, aber doch noch möglich sei, sei auch unser ethisches Verhalten zur Möglichkeit des Krieges unsicher. Einige versuchten heute schon, nach der Ethik zu leben, die eines Tages die herrschende sein müsse, indem sie jede Beteiligung an der Vorbereitung auf den möglichen Krieg verweigerten. Andere versuchten inmitten der heute noch geltenden Normen für die Festigung einer rechtlichen und freiheitlichen Friedensordnung zu wirken. Beides sei notwendig. «Am klarsten sollte das Bewußtsein von der Notwendigkeit, den Frieden zu sichern, bei den Menschen entwickelt sein, die den technischen Waffen am nächsten stehen: den Wissenschaftlern, deren Forschung sie ermöglicht; den Soldaten, die sie anwenden müßten; und den Politikern, die noch am ehesten Mittel haben, ihre Anwendung zu vermeiden.» Aber der Wissen-

schaftler ziehe sich noch zu oft in den elfenbeinernen Turm reiner Forschung zurück, dem Soldaten falle es noch schwer, an eine so tiefgreifende Verwandlung der Welt zu glauben, und der Politiker vertrete, so ernst es ihm mit dem Frieden sein möge, stets zu-

gleich das Interesse seiner Partei, seiner Nation. Alle brauchten den Rückhalt oder den Widerstand eines Bewußtseins aller Menschen, «daß Krieg nicht mehr sein darf».

*Heinz-Winfried Sabais*

## IN DONAUESCHINGEN WURDE BILANZ GEZOGEN

### *Die Musiktage für zeitgenössische Tonkunst 1963*

Man ist versucht, es mehr denn als einen Zufall zu bezeichnen, daß der unentwegte Programmgestalter der Donaueschinger Musiktage für zeitgenössische Tonkunst, daß Professor Dr. Heinrich Strobel gerade in diesem Jahr die Antwort auf seine 1955 gestellte Frage «Wie soll das weitergehen?» zu beantworten versuchte. «So ging es weiter!» stand als Überschrift über der Matinee, die mit den Worten «Marginalien mit Tonband-Beispielen zur musikalischen Situation der letzten Jahre» noch näher gekennzeichnet wurde.

Dabei nahm man es als selbstverständlich hin, daß Heinrich Strobel seinen logisch aufgebauten, mit kleinen Seitenhieben köstlich gewürzten Rechenschaftsbericht ganz aus der Sicht der Fürstenstadt und ihres seit 1950 in zweiter Auflage bestehenden Festivals ablegte. Will sagen, daß er lediglich über jene extremen Richtungen im Bereich der Tonkunst referierte, deren besondere Pflege sich Donaueschingen zum Ziel gesetzt hat. Dabei konnte er immerhin eine stattliche Reihe von Werken aufzählen, die ihren Weg zum Erfolg von hier aus angetreten haben. (Daß die Zahl der anderen, nicht zum Erfolg gelangten weit größer ist — wen wundert's schon?, wer möchte behaupten, es sei in irgendeiner Kunststepoche je anders gewesen?)

Eigenartig, aus dem Munde von Professor Strobel zu vernehmen, daß die elektronische Musik wie die *Musique concrète* nicht alle auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt hätten; ihr Beitrag habe sich auf die Ausweitung der Klangfarbe beschränkt. (Hier dürfte der

Vortragende am ehesten auf Widerspruch stoßen; mir jedenfalls will scheinen, es seien die schier unbegrenzten Möglichkeiten dieser technischen Spielarten noch längst nicht ausgeschöpft, ihre geistige und künstlerische Durchdringung bei weitem nicht zu Ende gedacht worden.) Dagegen wird man Strobel ohne weiteres beistimmen, wenn er bei seinen nächsten beiden Aspekten die klangliche Bereicherung im allgemeinen, die durch das enorm ausgeweitete Schlagzeug im besonderen unterstrich. Wenn er danach an das vermehrte Einbeziehen der Raumakustik erinnerte (und nebenbei auf Parallelen in weit zurückliegender Zeit hinwies), so wird man ihm hier nochmals die bei weitem nicht ausgewerteten Gegebenheiten der Elektronik vor Augen halten. Die Bedeutung der Aleatorik leugnete er durchaus nicht, erlaubte sich aber mit Recht die Feststellung, daß es sich dabei sehr häufig um gelenkten Zufall handle. Nicht zufällig auch, daß der letzte Abschnitt der Beziehung der Jetztzeit zur Tradition gewidmet war, so wie er die Namen jener Komponisten nicht verschwie, die den jüngsten Errungenschaften fernstehen und dennoch das musikalische Antlitz unseres Jahrhunderts prägen helfen. Auch war es ihm wohl ein Bedürfnis, auf die Bedeutung der Phantasie wie des Schöpferischen bei jeglicher Kunstäußerung hinzuweisen und ganz zuletzt zu betonen, daß all die Wandlungen mit der nötigen Vorsicht zu begutachten seien, daß aber zu dem nur allzu häufig sich bekundenden Kulturpessimismus kein gültiger Anlaß bestehe. Solches

von ihm, dem alles andere als Unkritischen zu vernehmen, wirkte geradezu wohltuend.

Die Beispiele, die Heinrich Strobel in reicher Fülle zwischen seine Worte einstreute — Musterbeispiele, auch was die technische Vollendung betraf —, riefen einem wieder einmal die Kurzlebigkeit in unserer Zeit in Erinnerung. Was eben noch schockiert hatte, wirkte nunmehr selbstverständlich; vielleicht gar harmlos, so daß man die eigene Auflehnung dagegen vor wenigen Jahren kaum mehr begriff; wobei freilich nicht überhört werden konnte, daß die Spreu von vorneherein vom Weizen getrennt, daß vom Wesentlichen das Wesentlichste ausgesucht worden war.

\*

Es ist also weitergegangen, auch 1963. Hätte Strobel freilich dieses Jahr miteinbeziehen müssen, so wäre ihm die Wahl, je nachdem, wie man's nimmt, sehr leicht oder sehr schwer gefallen; denn es hat der Jahrgang 1963 wenig Spitzenqualität, wenngleich guten Durchschnitt geliefert. Eine Sorge freilich ist der Programmgestalter los: die der Interpretation. Noch nicht lange ist es her, daß man sich Donaueschingen ohne den Dirigenten Hans Rosbaud schlechterdings nicht hat vorstellen können. Der unvergleichliche Vermittler selbst der anspruchsvollsten Partituren, am Ende des vergangenen Jahres plötzlich dahingegangen, ist denn auch auf würdigste Weise geehrt worden. Pierre Boulez, der wiederholt mit ihm zusammengearbeitet hatte, ließ zu Beginn des zweiten Konzerts ein Orchesterstück von Anton Webern hören. Boulez ist gewiß ein guter Dirigent; seine Hauptaufgabe ist indessen nicht das Nachschaffen, sondern das Schaffen. Wohingegen der fünfzigjährige Franzose Ernest Bour, der in den letzten Jahren ein eher verborgenes Leben im Elsaß, in Straßburg und Mülhausen, gelebt hat, der geborene Interpret zeitgenössischer Musik ist. Er wird von Beginn des Jahres 1964 an das Erbe Hans Rosbauds am Südwestfunk in Baden-Baden antreten, somit auch künftighin für Donaueschingen zur Verfügung stehen. Die Art, wie er das erste Konzert dieses Jahres durchgeführt hat, war ohne Ein-

schränkung bewundernswert. Man verspürte allenthalben die Vertrautheit mit der Materie allgemein, wie das Wissen um die Wesensart eines jeden Stückes.

\*

Dabei hatte Bour im ersten Orchesterkonzert am Samstagnachmittag in der weiten Stadthalle ein Programm von sehr unterschiedlichen Qualitäten zu betreuen. Offenbar aus dem Bedürfnis heraus, auch einen Vertreter der älteren Generation dabei zu haben, hat man dem in Berlin wirkenden Boris Blacher einen Auftrag erteilt. (Fast alle aufgeführten Werke waren vom Südwestfunk Baden-Baden wie üblich eigens für Donaueschingen bestellt worden.) Als wohl einziger hat Blacher, der zu den ersten deutschen Komponisten unserer Tage zählt, auf den Schlagzeugklang verzichtet und in seinem «Konzertstück» auf ein Bläserquintett und Streicher allein abgestellt. Aber es war dem immerhin Sechzigjährigen offenbar nie recht wohl in der künstlichen Haut, die er sich angesichts des Spielorts glaubte umstülpen zu müssen; jedenfalls wirkte sich die Gegenüberstellung des Quintetts zum Orchester nie richtig aus. — Der nahezu dreißig Jahre jüngere Fürther Werner Heider bot ebenfalls ein Bild der verpaßten Möglichkeiten. Seinetwegen war der mit Recht berühmte «Groupe instrumental à percussion de Strasbourg» bemüht worden, den Hauptpart seiner «Konflikte» zu meistern. Von einer geglückten Schlagzeugkadenz abgesehen, kam es indessen zu keiner eigentlichen Entfaltung der Kräfte; alles blieb Stückwerk. — Hätte sich Heider wenigstens so knapp gefaßt wie der vierzigjährige Pole Kazimierz Serocki und hätte er wenigstens ebenfalls einen so feinen Schluß gefunden wie dieser. «Segmenti» nennt Serocki seine Komposition, die er auf alle möglichen Klangkörper, darunter nicht weniger als achtundfünfzig Schlaginstrumente (für immerhin nur vier Spieler) verteilt. Man spürt das Streben nach einer formalen Rundung, die jedoch nicht gültig erreicht wird.

Überzeugender als die Beiträge aus Deutschland und Polen klang, was zwei Romanen vorzubringen hatten. Ein Neuling in

diesem Kreise war der 1930 geborene Spanier Cristóbal Halffter, der in seiner auf drei Instrumentalgruppen aufgeteilten, in keiner Weise traditionsgebundenen «Sinfonia» bisweilen recht frisch, gelegentlich gar lyrisch ansprach. Halffters Stück gab zugleich einen guten Vorspann ab zum einzigen Werk dieses Konzertes, das völlig zu überzeugen vermochte, zu des dreiunddreißigjährigen Italieners Niccolò Castiglioni konzertantem Konzertstück «A solemn music». Er nimmt das Gedicht «At a solemn Music» von John Milton mehr zum Ausgangspunkt, als daß er es im landläufigen Sinne vertont. Auch verfremdet er bewußt die Gesangslinie, läßt die Solistin — hier die hervorragende Sopranistin Carla Henius — überdies agieren; denn es schwebt ihm eine dramatische Szene vor, an der lediglich ein maßvoll besetztes Kammerorchester Anteil nimmt. Das alles ist mit großem Geschick gemacht, und wenn es an Kontrasten gewiß nicht fehlte, so überwog doch das lyrische Element.

Mit ganz anderen Mitteln erzielte der vierzigjährige Basler Jacques Wildberger in seinem «Oboenkonzert 1963» eine ähnliche Wirkung. Er hat sein Stück nach eigener Aussage auf seinen Landsmann Heinz Holliger zugeschnitten, der sein Instrument bis ins letzte auszuwerten weiß. Dennoch ist aus dem Konzert keineswegs ein bloßes Virtuosenstück geworden, da Wildberger in den drei kurzen Sätzen das nicht überforderte Orchester sinnvoll ins Ganze einbezieht und dadurch zu einer wohlgeformten Rundung

gelangt. — Frankreich stellte mit Jean-Claude Eloy und Gilbert Amy, 1938 und 1936 geboren, die beiden jüngsten Komponisten. «Equivalences» nennt jener seinen Beitrag, «Diaphones» dieser, und beide erklären mit vielen Worten, was ihnen vorschwebt; zu überzeugen vermag indessen weder der eine noch der andere. Immerhin: Begabung ist beiden nachzusagen. — Höchste Begabung aber besitzt, wiederholt hat er es schon bewiesen, der fünfunddreißigjährige Deutsche Karlheinz Stockhausen, dem es aufgetragen war, das zweite Orchesterkonzert vom Sonntagnachmittag abzuschließen und wohl auch zu krönen. «Punkte 1952/62» nennt er sein Orchesterstück, das als einziges des Festivals eine viertelstündige Dauer beträchtlich überschritt. Faszinierend der Anfang, faszinierend das Ende; dazwischen Langeweile. Dabei ist die Idee, einen (Klang-)Punkt zu verbreitern oder von breiter Basis aus zu einem Punkt zurückzuführen, bestechend. Doch die von Stockhausen beschworene Kunst des Aussparens wurde ihm zum Verhängnis, führte zum Leerlauf.

So wird denn vom diesjährigen Donaueschingen, von den Tagen des 19. und 20. Oktobers, nicht allzu viel haften bleiben. Am ehesten, wie angedeutet, die Beiträge des einzigen Italieners und des einzigen Schweizers. Und nicht zuletzt die Bilanz, die vom Programmleiter Heinrich Strobel gezogen worden ist.

*Hans Ebinger*